

dtv

Akhila ist bereits fünfundvierzig Jahre alt und noch immer ohne Mann, als sie zum ersten Mal in ihrem Leben allein eine längere Zugreise unternimmt – und das, obwohl sie eine moderne, berufstätige Frau ist. Die strengen Traditionen verboten es ihr, ein eigenes, von der Familie unabhängiges Leben zu führen. Auf ihrer Reise nach Kanyakumari, in die Stadt der drei Meere, möchte sie endlich herausfinden, was sie wirklich will vom Leben. Nachts, in ihrem Damenabteil, lauscht Akhila staunend den anderen Frauen, die ihr während der Fahrt ihre Lebenserfahrungen anvertrauen. Es sind die prallen, sinnenfrohen, aber auch bitteren und tragischen Geschichten aus dem modernen Indien, die Akhila endlich die Augen öffnen und ihr den Weg in ein neues Leben weisen.

»Komisch, weise, zart und melancholisch – ein Buch, das sich mit seinem behutsamen, pulsierenden Atem in unsere Träume stiehlt.« (The Independent)

Anita Nair wurde in Kerala, Indien, geboren und lebt heute mit ihrer Familie in Bangalore. Sie studierte englische Literatur und veröffentlichte 1997 ihren ersten Erzählungsband ›Satyr of the Subway and eleven other stories‹ und 2000 ihren ersten Roman ›Ein besserer Mann‹. ›Das Salz der drei Meere‹ (2001), ihr zweiter Roman, eroberte in Indien sofort die Bestsellerlisten und wurde vom ›Outlook Magazine‹ in Indien unter die fünf besten Romane aus Indien im Jahr 2002 gewählt.

Anita Nair

Das Salz der drei Meere

Roman

Aus dem Englischen
von Angelika Naujokat

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Anita Nair
ist im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Ein besserer Mann (13509)

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**

Neuausgabe Oktober 2006
5. Auflage März 2010
Veröffentlicht im August 2004 im
Deutschen Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

© 2001 Anita Nair

Titel der indischen Originalausgabe:

›Ladies Coupé‹ (Penguin Books India 2001)

© 2002 der deutschsprachigen Ausgabe:

Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagfoto: gettyimages/Art Wolfe

Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13507-8

*Für meine Mutter, Soumini,
die mich alles Wissenswerte
gelehrt hat und mich dann
meinen eigenen Weg gehen ließ*

*Wenn es uns möglich wäre, uns selbst
dabei zu beobachten, wie
wir einen Raum betreten, so würden
nicht viele von uns feststellen,
dass unsere Herzen erblühen, wenn
sich der Türknopf dreht.
Aber wir kämpfen für unsere Rechte,
wir werden nicht zulassen,
dass uns irgendjemand den Atem nimmt,
und wir widersetzen uns
allen Versuchen, uns vom Gebrauch
unseres Willens abhalten zu lassen.*

Rebecca West

1

SO IST ES SCHON IMMER GEWESEN: Der Geruch eines Bahnsteigs bei Nacht erfüllt Akhila mit einem Gefühl des Entkommens.

Der lange Betonkorridor, der sich in die Nacht erstreckt, von Anschlagtafeln und dem Licht und Schatten der Bahnhofslampen in Abschnitte unterteilt. Die Zeiger einer Uhr, die einen dringlichen Rhythmus schlagen zum Lärm hoch hängender Fernsehbildschirme und dem Quietschen der mit Körben und Säcken beladenen Gepäckwagen. Das Knacken der Lautsprecheranlage, die pfeifend zum Leben erwacht, Ankunft und Abfahrt verkündet. Ins Haar geflochtener Jasmin, Schweiß und Haaröl, Talkumpuder und abgestandenes Essen, feuchte Sackleinentaschen und der rohe, grünliche Gestank von Bambuskörben. Akhila atmet all dies ein und denkt aufs Neue an Flucht. Eine anschwellende Zahl von Menschen, die sich alle in die Aussicht auf Erfüllung flüchten, von der sie keine Vorstellung hat.

Akhila hat schon oft davon geträumt, Teil einer solchen Welle zu sein, die sich in Abteile ergießt, sich auf Sitzen niederlässt, Gepäck verstaute, Fahrscheine umklammert hält. Mit dem Rücken zu ihrer Welt dazusitzen, den Blick nach vorn gerichtet. Wegzulaufen. Davonzufahren. In einem Zug, der rumpelt, ruckelt, rollt.

In ihrem Traum sitzt Akhila an einem Fenster. Alles außer

dem Zug steht still. Der Mond hängt an ihrer Schulter und begleitet sie auf ihrer Fahrt. Sie reist durch eine Galerie von Nachtbildern, jedes einzelne eingerahmt von ihrem Fenster. Ein Licht in einem Haus. Eine Familie, die sich um ein Feuer drängt. Ein heulender Hund. Eine Stadt in der Ferne. Das schwarze, ölige Wasser eines Flusses. Ein bedrohlich aussehender Berg. Eine sich dahinschlängelnde Straße. Ein Bahnübergang, an dem sich die Straßenlichter in den Brillengläsern eines Mannes auf einem Motorroller widerspiegeln, dessen Hände an den Seiten herabbaumeln; einen Fuß hat er auf dem Boden abgestützt, den Kopf zur Seite geneigt, und er schaut und wartet, dass der Zug vorbeisaust.

Am Bahnhof werden Impressionen durch Porträts ersetzt. Wiedervereinigungen. Verabschiedungen. Ein Lächeln. Tränen. Wut. Ärger. Angst. Langeweile. Reglosigkeit. Akhila sieht sie alle. Der Zug setzt sich in Bewegung.

Akhila träumt davon, wie es wäre, dort zu sein. Und nicht dort zu sein. Davon, eine Erinnerung hinzuzufügen.

Aber in Wahrheit hat Akhila bis zu diesem Augenblick noch niemals eine Fahrkarte für einen Schnellzug gekauft. Sie hat noch niemals einen Schlafwagen betreten, um an einen Ort zu gelangen, an dem sie noch niemals zuvor gewesen ist.

Akhila ist so eine Frau. Sie tut, was man von ihr erwartet, und träumt vom Rest. Daher sammelt sie auch Epithetone der Hoffnung, wie Kinder Fahrscheinabschnitte sammeln. Für sie ist die Hoffnung verstrickt mit unerwiderten Sehnsüchten.

Blauer Himmel, ein Schimmer am Horizont, ein Aufreißen der Wolkendecke – Akhila weiß, dass dies bloße Illusionen sind, verursacht durch das Aufsetzen einer rosa Brille. Sie hat ihre rosa Brille schon vor langer Zeit zertreten und ist zu einem Metallgestell übergegangen, dessen Gläser in Innenräumen farblos sind und sich draußen fotochromatisch tönen. Selbst die Sonne hört auf zu scheinen, wenn sich Akhilas Gläser in ein dunkles Braun verwandeln.

Also, dies ist Akhila. Fünfundvierzig Jahre alt. Ohne rosa Brille. Ohne Ehemann, Kinder, ein Heim und Familie. Mit Träumen von Flucht und Raum. Hungrig nach Leben und Erfahrung. Erfüllt von einer Sehnsucht nach anderen Menschen.

Akhila war kein impulsiver Mensch. Sie nahm sich Zeit für jede Entscheidung. Sie überlegte, erwog, schief darüber, und erst wenn sie jeden einzelnen Aspekt, jeden einzelnen Standpunkt bedacht hatte, kam sie zu einem Entschluss.

Selbst die *saris*, die sie trug, verrieten dies. Gestärkte Baumwoll-*saris*, die genauer Planung und vorausschauenden Denkens bedurften. Nicht so wie diese hauchfeinen Chiffons und pflegeleichten Polyester. Die waren etwas für Leute, die es sich mindestens sechs Mal am Morgen anders überlegten, bevor sie sich endlich entschieden, was sie anziehen wollten. Die waren etwas für die Wankelmütigen und die Nutzlosen. Gestärkte *saris* setzten einen methodischen Verstand voraus, und Akhila war stolz darauf, eine bestens organisierte Person zu sein.

Aber als sie an diesem Morgen erwachte, geweckt von einer winzigen Stubenfliege mit zarten Flügeln und einem kecken schwarzen Leib, die, hoffnungslos verloren, unstet und ruhelos, summend über ihrem Gesicht kreiste, da verspürte Akhila in ihrem Inneren eine seltsame Empfindung von Rastlosigkeit. Die Nachwirkungen des Traums von letzter Nacht, dachte sie.

Die Fliege ließ sich für einen flüchtigen Moment auf ihrer Braue nieder und rieb energisch ihre Beine gegeneinander. Fliegen machten dies andauernd, luden Krankheit und Verzweiflung auf und ab. Aber diese hier, kaum erwachsen, hatte nichts weiter abzuladen als Bazillen der Unruhe. Akhila wischte die Fliege mit einer Handbewegung weg, aber diese hatte ihre Aufgabe erfüllt. Ein Knäuel madenähnlicher Vorstellungen schwamm durch die Röte von Blut und Ge-

danken, bis Akhila ein großes Verlangen verspürte, in einen Zug zu steigen. Wegzugehen. An einen Ort zu fahren, der nicht von Land eingeschlossen war, wie Bangalore, die Stadt, in der sie lebte. Bis ans Ende der Welt vielleicht. Ihrer Welt zumindest. Kanyakumari.

In Kanyakumari treffen sich die drei Meere. Die Bucht von Bengalen, der Indische Ozean und die Arabische See. Ein ruhiger, männlicher Ozean, flankiert von zwei unruhigen, weiblichen Seen. Akhila hatte davon gehört, dass es in Kanyakumari war – das damals allerdings noch Kap Comorin hieß –, wo sich der dickköpfige, ruhelose Narendra in das aufgewühlte Wasser und die Salze der drei Meere geworfen hatte und zu einem Felsen geschwommen war, auf den er sich voller Entschlossenheit setzte, um auf Antworten zu warten, die ihm sein ganzes Leben lang nicht gekommen waren. Als er den Felsen verließ, da wurde er zu Vivekananda, zu dem, der die Freuden der Weisheit gefunden hat. Der Heilige, der die Welt lehrte, sich zu erheben, aufzuwachen und nicht zu ruhen, bis das Ziel erreicht ist.

Sie hatte gelesen, dass Kanyakumari seinen Namen von der Göttin erhalten hatte, die – ganz wie sie selbst – ihr Leben auf Eis gelegt hatte, zum ewigen Warten verdammt. Und dass der Strand dort aus vielfarbigem Sand bestand; die versteinerten Überreste eines Hochzeitsschmauses, der nie serviert oder gegessen worden war.

Akhila lag in ihrem Bett, starrte aus dem Fenster und entschloss sich zu gehen. Heute Abend.

Akhila wusste, dass Padma das nicht gefallen würde. In letzter Zeit begegnete ihre Schwester allem, was sie tat oder sagte, mit Misstrauen. Akhila spürte, wie sich ihr Mund zu einem Strich verzog. Padma nannte Akkas Mund den Alte-Jungfer-Mund: verbissen, entschlossen und keine Einmischung duldend.

Sie stand auf und ging zu dem Kalender hinüber, der an ihrer Wand hing. Sie überflog die Daten. 19. Dezember. Das

Jahr würde bald zu Ende sein, dachte sie, und dann, ohne zu wissen, warum, suchte sie am Ende des Kalenders nach der Nadel, die sie dort ins Papier gebohrt hatte, mit einem weißen Faden versehen, bereit für den Notfall: ein loses Häkchen, ein aufgehender Saum ... Die Nadel war verschwunden. Eins der Mädchen musste sie wohl genommen und dann vergessen haben, sie wieder zurückzubringen. Das machten sie andauernd, wie oft sie ihnen auch sagte, dass sie sie wieder an Ort und Stelle zurückbringen sollten. Das und der Spiegel am Waschbecken, der mit kleinen braunen Filzpunkten übersät war – selbsthaftende *bindis*, die sich eine jede von der schmutzigen Stirn schälte und für einen weiteren Tag an den Spiegel klebte –, gaben den Ausschlag für ihre Entscheidung. Sie würde gehen. Sie musste es tun, oder sie würde verrückt werden hinter den Mauern dieses Hauses und bei dem Leben, das zu leben man von ihr erwartete.

Akhila öffnete den Schrank und holte einen schwarz-roten *Madurai chungdi sari* hervor. Er war aus Baumwolle und gestärkt, aber die Farben und die eingewobenen Goldfäden ließen Padma überrascht aufblicken. Akhila hatte schon vor langer Zeit aufgehört, leuchtende Farben zu tragen, und es vorgezogen, sich hinter tristen Mottentönen zu verstecken. Aber an diesem Morgen war Akhila ein Schmetterling. Mit zauberhaften Farben und fröhlicher Ungezwungenheit. Wo ist die Motte geblieben? Warum sind deine Flügel nicht gefaltet? Warum versuchst du nicht so zu tun, als ob das Holz und du eins wärt? Warum versteckst du dich nicht hinter den Vorhängen?, fragten Padmas Augen.

Padma wird wissen, dass dieser Tag nicht wie all die anderen ist, dachte Akhila, als sie das Erstaunen über das Gesicht ihrer Schwester huschen sah. Niemand soll mir nachsagen, dass ich sie nicht gewarnt hätte.

»Aber du musstest doch noch nie geschäftlich verreisen«, wandte Padma ein, als Akhila ihr zur Frühstückszeit von ihrer Reise erzählte. Akhila hatte zunächst ihr Frühstück zu

sich genommen – drei Reiskuchen, eine kleine Schüssel *sambar* und eine kochend heiße Tasse Kaffee –, und erst dann erwähnte sie die Reise. Padma würde gewiss Einwände erheben, würde viel Aufhebens darum machen, vielleicht sogar eine Szene – was bei Akhila nur dazu geführt hätte, dass sie ihren Appetit verlor. All dies wusste Akhila mit ebensolcher Sicherheit, wie sie gewusst hatte, dass sich Padmas Augen zu misstrauischen Schlitzen verziehen würden. Als Akhila nicht antwortete, beharrte Padma: »Kommt das nicht ziemlich plötzlich?«

Für einen kurzen Moment schlich sich eine Lüge in Akhilas Mund: Es ist etwas Offizielles, man hat mich erst gestern darüber informiert.

Aber warum?, sagte sie sich. Ich schulde ihr keine Erklärungen. »Ja, es kommt plötzlich«, sagte sie.

»Wie lange wirst du fort sein?« In Padmas Augen glitzerten Zweifel, als sie Akhila beim Packen zusah. Akhila wusste, was Padma dachte. Wird sie allein reisen oder begleitet sie jemand? Ein Mann vielleicht. Padmas Nasenflügel blähten sich, als könnte sie den Gestank verbotener Affären riechen. »Ein paar Tage«, sagte sie. Es lag eine gewisse Befriedigung darin, sich nicht festzulegen, entschied Akhila, als sie den Ausdruck auf Padmas Gesicht sah.

Frachträume rochen alle gleich. Akhila blähte erwartungsvoll die Nasenlöcher. Nur einen Moment noch und sie würde sich erlauben, tief einzuatmen. Sie fuhr nun schon zwanzig Jahre mit Vorortzügen, die sie zur Arbeit und wieder zurück brachten, so dass sie an das gewöhnt war, was andere für gewöhnlich voller Abscheu die Gesichter verziehen ließ. Bei Fisch hörte für sie allerdings der Spaß auf. Sie wartete, bis die Gepäckmänner, die für die Fracht zuständig waren, einen Korb voller Fisch ans hintere Ende des Bahnhofs gezogen hatten. Als sie fort waren, schritt sie zur Bahnsteigkante und starrte auf die Schienen hinunter. Lange Metall-

gleise, die sich am Horizont verloren. Sie hätte den Bahnhof nicht betreten müssen, aber sie hatte das Gefühl, bei Tageslicht sehen zu müssen, wo ihr Fluchtweg seinen Anfang nehmen würde. Der Bahnsteig lag verlassen da. Dennoch verspürte sie eine Leere in ihrer Magenröhre, als würde ihr Zug jeden Moment in den Bahnhof einlaufen und als wäre die Zeit für sie gekommen, sich zu verabschieden. Akhila lächelte angesichts ihres albernen Verhaltens. Sie ging zum Reservierungsschalter, wo Niloufer auf sie wartete.

Am hintersten Ende des Schalters wartete eine lange Schlange. Eine lange Schlange, die überwiegend aus Frauen bestand. Ehemänner, Brüder und manchmal Väter hielten Wache, standen am Rand herum, während die Frauen, deren Hände die Enden ihrer *sari pallus* knoteten, von einem Fuß auf den anderen traten und darauf warteten, bis sie an der Reihe waren.

Akhila las das Schild über der Schlange: »Damen, Senioren und Behinderte«. Sie wusste nicht, ob sie wütend sein oder sich geehrt fühlen sollte. Es lag ein gewisser altmodischer Charme, eine seltene Ritterlichkeit in dieser Geste der Eisenbahnverwaltung, die verkündete, dass eine Frau nicht dem Gewühl, den lüsternen Blicken und tastenden Händen, den verschwitzten Achselhöhlen und den Schimpfwörtern ausgesetzt werden sollte, die mit zur Erfahrung gehörten, wenn man am allgemeinen Schalter anstand. Aber warum es verderben, indem man Frauen mit Senioren und Behinderten zusammenlegte? Akhila unterdrückte einen Seufzer und hielt Ausschau nach Niloufer.

In einem früheren Leben musste Niloufer wohl eine Biene gewesen sein. Sie steckte immer mitten in irgendeinem Vorhaben. Für eine Weile war es die chinesische Küche gewesen, dann Tufting, und zuletzt hatte sie Bilder nach Vorlagen gestickt. All dies bedeutete, dass ihr niemals die Gesprächsthemen ausgingen. Man musste nur zuhören, während sie das Reden übernahm. Aber trotz ihrer Geschwätzigkeit ge-

hörte sie zu den wenigen Menschen, die Akhila mochte und respektierte. Sie steckte ihre Nase nicht in die Angelegenheiten anderer. Sie war keine Klatschtante, arbeitete hart und war tüchtig. Sie war nicht Katherine. Aber Akhila war auch nicht auf der Suche nach einem Ersatz für Katherine.

»Niloufer«, hatte Akhila gesagt, sobald sie das Büro der Einkommenssteuerstelle betreten hatte, »kannst du mir einen Fahrschein für den Zug nach Kanyakumari für heute Abend besorgen?«

»Warum? Was ist denn dort los?« Niloufers kohlumrandete Augen weiteten sich. Niloufer zog sich gern schön an. Sie trug eine Menge Schmuck, schminkte sich das Gesicht und wählte ihre *saris* danach aus, ob sie zu ihrem Schmuck passten.

»Muss irgendetwas dort los sein, damit ich hinfahre?«, erwiderte Akhila.

»Es könnte schwierig werden. Es ist gerade Hochsaison. Jeder möchte nach Kerala in Urlaub fahren, und ganze Horden von religiösen Eiferern befinden sich auf ihrem Weg nach Sabarimala«, sagte Niloufer, während sie ein Papierbündel durchblätterte. »Aber meine Freundin am Reservierungsschalter kann bestimmt helfen. Ganz besonders, wenn ich ihr erkläre, dass es für dich ist. Ich werde sie sofort anrufen.«

Nur wenige Minuten später war Niloufer lächelnd an ihren Tisch getreten. »Es ist alles geregelt. Ich werde eine halbe Stunde vor der Mittagspause hingehen. Du kannst ein wenig später nachkommen.«

Akhila entdeckte Niloufer. Sie stand neben der für die Reservierung zuständigen Angestellten und unterhielt sich mit ihr. Die beiden schienen die Menschenmenge und die zornigen Blicke, die ihnen zugeworfen wurden, gar nicht zu bemerken. Akhila hob verstohlen die Hand. Sie wollte mit ihrem Winken keine Aufmerksamkeit erregen. Niloufers Augen begegneten den ihren durch das Glas des Schalters hindurch. Ihr Gesicht strahlte, und sie wedelte mit einem Fahrschein.

»Sie hat alles versucht, aber der Zug ist voll. Es gibt nichts mehr in den klimatisierten Schlafwagen und auch keine Fahrscheine mehr für die erste Klasse. Aber sie hat dir einen Schlafwagenplatz in einem Abteil der zweiten Klasse besorgt, allerdings im Damen-Coupé. Ist dir das recht? Du wirst mit fünf anderen Frauen eingepfercht sein, die bestimmt alle neugierig auf deine Lebensgeschichte sind.« Die goldenen Glöckchen an ihren Ohrläppchen bimmelten.

Akhila lächelte. »Genau das, was ich brauche«, murmelte sie und zog ihr Scheckbuch aus der Handtasche.

Um halb neun war Akhila bereits am Kantonement-Bahnhof von Bangalore. Er lag nur wenige Minuten von ihrem Wohnort entfernt. Aber sie hatte es eilig wegzukommen. Es war ganz so, als ob sie – nun, da sie sich einmal entschieden hatte – den heimatlichen Staub von ihren Füßen schütteln wollte.

»Wie kannst du allein zum Bahnhof gehen?«, hatte Padma gefragt, als Akhila am Abend nach Hause kam.

»Ich reise ja auch allein, oder etwa nicht?«

»Aber es wird schon spät sein, wenn du von hier losgehst.«

Akhila hielt ihre Verärgerung im Zaum und erwiderte:

»Mach dir keine Sorgen. Es gibt jede Menge Auto-Rikschas, und sie sind alle sehr sicher. Außerdem ist der Bahnhof ja nicht so weit entfernt.«

Aber Padma wollte einfach nicht aufhören, und so waren die letzten Worte, die Akhila vernahm, als sie ihr Zuhause verließ, von Verdruss durchzogen. »Ich weiß nicht, was Narayan Anna und Narsi Anna sagen werden, wenn sie hören, wie plötzlich du gegangen bist und dazu noch ganz allein ...«

Aber Akhila hörte schon gar nicht mehr hin. »Zum Kantonement-Bahnhof«, teilte sie dem Rikschafahrer mit einem singenden Tonfall in der Stimme mit.

Zehn Minuten später stand sie vor dem Bahnhofseingang und ließ den Blick über die Gesichter in der Menge wandern. Ich bin hier, pochte ihr Herz im Galopp. Eine kleine,

schaumgekrönte Welle purer Emotion durchfuhr sie. Sie spürte, wie sich ihre Lippen zu einem Lächeln verzogen. Ich bin Teil einer Woge, die dieser Stadt heute Abend entgegen kommt. Ich werde einen Zug besteigen und ihm erlauben, mich an einen neuen Horizont zu führen.

Akhila schritt zum Büro des Bahnhofsvorstehers. Draußen an der Wand suchte sie das Anschlagbrett nach der Passagierliste ab. Der Anblick ihres Namens beruhigte sie. Unter ihrem Namen standen fünf andere. Sheela Vasudevan, Prabha Devi, Janaki Prabhakar, Margaret Paulraj und Marikokolanthu. Das waren wohl die anderen Passagiere des Coupés. Für einen kurzen Moment fragte sich Akhila, wer diese Frauen wohl sein mochten. Wohin fuhren sie? Wie lebten sie?

Akhila wandte sich von der Reservierungsliste ab, um ihren Waggon auf dem Positionsschaubild zu suchen. Der elfte, von der Lokomotive aus gerechnet. Sie nahm ihren Koffer in die andere Hand und ging langsam dem Schild mit der Nummer elf entgegen. Die Bänke waren alle besetzt, und so stellte sie sich in die Nähe eines tropfenden Wasserhahns. Sie biss sich unsicher auf die Lippe. War dies die richtige Stelle? Sie wandte sich an ein älteres Ehepaar, das ein Stückchen entfernt stand, und fragte: »Hält hier der S7-Waggon des Kanyakumari-Express?«

Der Mann nickte. »Ich glaube schon. Wir sind im selben Waggon.«

Das ältere Paar hatte etwas an sich, das sie veranlasste, ihren Blick immer wieder auf die beiden zu richten. Sie strahlten eine besondere Ruhe aus; eine Insel gelassenen Wartens in einem unruhigen Menschenmeer. Als ob sie wüssten, dass der Zug früher oder später einlaufen würde und sie dann an der Reihe waren, die drei Stufen zu dem Waggon hinaufzusteigen, der sie an ihr Ziel brachte. Es bis dahin keinen Sinn machte, die Hälse zu recken, mit den Füßen zu

scharren oder andere Zeichen der Unzufriedenheit an den Tag zu legen.

Der Uringestank kam und ging mit der Brise. Gepäckträger in roten Hemden mit silbernen Armbinden standen neben aufeinander getürmten Koffern. Ein Bettler mit verkrüppelten Gliedern streckte seinen Blechbecher hierhin und dorthin. Ein Gassenkind und ein Hund rannten von einem Ende des Bahnsteigs zum anderen. Ein gelangweilter Polizist starrte zu dem Fernsehschirm hinauf.

Der Udayan-Express, der eigentlich laut Fahrplan vor dem Kanyakumari-Express hätte eintreffen müssen, hatte Verspätung. Der Bahnsteig war überfüllt. Neben Akhila stand eine ganze Familie mit Onkeln, Tanten, Cousins und Großeltern, die gekommen war, um einen einzelnen Mann zu verabschieden. Er reiste nach Bombay, von wo aus er ein Flugzeug in ein Land des Mittleren Ostens nehmen würde.

Sie fragte sich, wie es wohl sein musste, die Frau eines Mannes zu sein, der viele Jahre von zu Hause fort war und der, wenn er nach Hause kam, von Eltern, Geschwistern, Cousins, Verwandten und Freunden für sich beansprucht wurde. Akhila betrachtete den Mann, auf dessen Schultern die Träume anderer Menschen lasteten. Damit konnte sie sich nur zu gut aus. Das konnte sie verstehen.

Sie wandte sich von dem Mann ab und beobachtete das ältere Ehepaar. Die Frau trug einen *sari* in einem blassen Rosa mit einer schmalen, goldfarbenen Bordüre, eine zarte Goldkette um den Hals und eine Brille mit Metallfassung. Ihr Haar lag, zu einem kleinen Knoten geschlungen, in ihrem Nacken. An ihrem Handgelenk funkelte eine goldene Armbanduhr. Die eine Hand hielt eine Wasserflasche, die andere umklammerte eine schmale Lederhandtasche. In ein paar Jahren werde ich wie sie aussehen, sagte sich Akhila. Nur einen Mann wie ihn werde ich nicht an meiner Seite haben.

Er machte einen netten Eindruck. Die gut geschneiderte Kleidung, die Hornbrille, der immer noch muskulöse Kör-

per, die gefälligen Züge, die Art, wie sein Haaransatz zurückgewichen war, die Weise, in der er dort neben seiner Frau stand – all dies schien auf ein wenig aggressives Selbstvertrauen hinzudeuten. Das Paar machte den Eindruck, als gehörte es zusammen.

Was hatte es mit der Ehe nur auf sich, dass sie es möglich machte, einen Mann und eine Frau, ihre Leben, ihre Träume und selbst ihre Gedanken auf eine so absolute Weise zu vereinen? Bei ihren Eltern war es auch so gewesen. Sie hatten einander mit ihrer breiten, hohen Stirn, der leicht gekrümmten Nase und dem Grübchen im Kinn sogar ähnlich gesehen. Sie tranken ihren Kaffee mit zwei Löffeln Zucker und bevorzugten ihren Quark leicht und locker. Er musste beinahe wie Milch schmecken.

Wie oft hatte ihre Mutter an etwas gedacht und ihr Vater nur den Bruchteil einer Sekunde später genau den gleichen Gedanken geäußert, woraufhin ihre Mutter erklärte: »Genau das wollte ich gerade sagen.«

Dann hatte er sie angestrahlt und schallend gelacht vor Freude. »Das liegt daran, dass wir so gut zueinander passen. Wir sind zwei Körper und eine Seele.« Und ihre Mutter hatte ihn schüchtern angelächelt.

Akhila erinnerte sich daran, dass sie als Teenager einmal einen Roman über ein Ehepaar gelesen hatte, das auch nach vielen Ehejahren immer noch leidenschaftlich ineinander verliebt war. Jahre später konnte sie sich weder an den Buchtitel noch an die Handlung erinnern. Nur eine einzige Zeile war ihr im Gedächtnis haften geblieben: Die Kinder von Liebenden sind wie Waisen.

Als Kind hatte ihr die Zusammengehörigkeit ihrer Eltern nichts ausgemacht. Sie gehörte selbst zu diesem Zauberkreis. Aber als sie heranwuchs, da verlieh ihr ihre Ausgelassenheit, ihre Zuneigung füreinander, das offensichtliche Vergnügen, das sie in der Gegenwart des anderen fanden,